

Wissen ist Macht

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 29

Dienstag, den 21. Juli 1914

3. Jahrgang

Gleichmachen.

„Solange die Welt steht, sind die Leistungen der Menschen immer verschieden gewesen und werden es auch in Zukunft bleiben, trotz aller schönen Träume von einem idealen Zukunftsstaat.“ Also läßt sich der Lausitzer Fabrikantenverband vernehmen in einem Zirkular, das er an die „staatsverhaltende“ Presse versandt, um die angedrohte Aussperrung von 30 000 Textilarbeitern zu rechtfertigen. Wir registrieren, daß diese Feinde des Sozialismus den Zukunftsstaat, den sie sonst immer in Grund und Boden verdammten, hier zur Abwechslung einmal „ideal“ nennen. Aber weshalb sollen sie nicht? Gezielt es doch, um den Sozialisten die törichte Idee anzuhängen, daß alle Menschen gleiche Leistungen vollbrächten, und um mit der Zurückweisung dieser törichte Idee zugleich den geforderten Mindestlohn zurückzuweisen. Das nämlich ist des Pudels Kern. Die Walkereiarbeiter in Forst haben einen Mindestlohn von 24 Mark pro Woche verlangt. Den wollen die Fabrikanten nicht zahlen. Und anstatt das gerade und brutal herauszusagen, machen sie ein „gelehrt“ klingendes Dribborium darum, reden von den Leistungen der Menschen, solange die Welt steht, und vom idealen Zukunftsstaat, was alles mit dieser Lohnfrage eigentlich nicht das mindeste zu tun hat, und lenken so die Aufmerksamkeit der nackten Tatsache ab, daß sie ihren Arbeitern nicht so viel geben wollen, wie sie zum Leben brauchen. Denn selbst in Forst wird wohl niemand behaupten wollen, daß man mit noch weniger als 24 Mark Wochenlohn eine Familie ernähren kann.

Wir bezweifeln nicht, daß diese praktische und aktuelle Seite der Frage von den beteiligten Genossen in Forst in hinreichender Form beantwortet werden wird. Inzwischen hat sie auch eine theoretische Seite, die wohl ebenfalls einmal eine kurze Betrachtung lohnt. Denn das Märchen, daß die Sozialdemokraten alles „gleich machen“ wollen, so sehr es zu den ältesten, schon vor 50 Jahren widerlegten Ladenhütern unserer Gegner gehört, spukt doch immer noch wieder in den Köpfen herum und richtet allerbhand Schaden an.

Wären wir Sozialdemokraten wirklich so einseitig, zu behaupten, daß die Leistungen der Menschen gleich sind, dann wären wir sicher eine kleine Sekte geblieben, der keine nennenswerte Anzahl Menschen Gefolgschaft leistete. Denn eine solche Behauptung steht doch mit den Tatsachen in krassem Widerspruch. Jeden Tag sehen wir doch, daß die Menschen ungleich sind und Ungleiches leisten. Der eine ist klug, der andere ist dumm; der eine stark, der andere schwach usw. Das sind doch Tatsachen, die nur ein Narr ableugnen kann. Ebenso, daß der eine oft mehr oder besseres leistet als der andere. Freilich sind diese Unterschiede nicht sämtlich von der Natur gegeben. Zum großen Teil liegen sie an Erziehung, Unterricht und Umgebung. Man schaffe die Einheitschule, man sorge dafür, daß jedem, aber auch jedem jungen Menschenkinde die Quellen der allgemeinen Bildung erschlossen werden, und daß es dann später im Leben an den Platz treten kann, der seinen Fähigkeiten entspricht, so werden schon viele von jenen Ungleichheiten schwinden. Wenn darüber, ob ein Junge Diplomat oder Sadträger wird, nicht mehr des Vaters Geldbeutel entscheidet, sondern des Jungen Befähigung, so werden unter den Diplomaten und unter den Sadträgern die Leistungen sicherlich nicht mehr so erheblich von einander abweichen wie heutzutage. Viele Unterschiede werden verschwinden; viele, aber doch nicht alle. Eine vollständige Gleichheit ist weder vorhanden, noch ist sie erstrebenswert; der eine kann dies, der

andere das, und gerade durch die gegenseitige Ergänzung kommt mehr und Mannigfaltigeres heraus.

Nehmen wir es also ruhig als ein „Naturgesetz“ hin, daß die Menschen verschieden sind und Verschiedenes leisten; und zwar als ein segensreiches Naturgesetz. Ist damit nun der Sozialismus widerlegt? Er wäre es, wenn er jemals die öde Gleichmacherei gepredigt hätte, die seine Gegner ihm unterschieben. Das ist ihm aber niemals eingefallen. Sondern was er will, ist zweierlei: erstens jedem Menschen die Möglichkeit geben, seine Fähigkeiten bei der Arbeit voll anzumenden und zu entfalten; dazu gehören jene Maßnahmen der Erziehung, des Unterrichts, der Lehre, der allgemeinen und fachlichen Ausbildung, die wir bereits kurz erwähnten. Sodann will er, daß für die volle Anwendung und Ausnutzung seiner Fähigkeiten ein jeder auch seinen genügenden Lebensunterhalt haben soll. Ein schwacher Ansatz dazu ist die Forderung des Mindestlohns. Denn sie besagt, daß unabhängig von der Leistung jeder mindestens so viel kriegen soll, daß es zum Leben reicht. Von einer Gleichheit der Entlohnung ist dabei gar keine Rede, denn die Arbeiter haben nicht das geringste dagegen, daß mehr als der Mindestlohn bezahlt wird. Andererseits steht fest, daß jeder, auch der am wenigsten Leistungsfähige, doch zum mindesten seine Existenz verdient, denn sonst würden ihn die Fabrikanten ganz gewiß nicht beschäftigen. Aber mehr als ein schwacher Ansatz zum Sozialismus ist die Forderung des Mindestlohns auch nicht. Denn nicht nur gerade den Lebensunterhalt soll der Arbeiter haben, sondern sein gutes und bequemes Auskommen. Und das ist freilich nur zu erreichen auf dem Wege des Kommunismus. Zeter schreien die Kapitalisten, wenn man ihnen zumutet, ihre Arbeiter nicht nur zu bezahlen, sondern gut zu bezahlen, ohne Rücksicht auf die individuellen Leistungen. Und in der Tat, das erlaubt der Profit nicht, und die Privatwirtschaft erlaubt es nicht. Wohl aber erlaubt es die kommunistische Wirtschaft. Sind erst einmal die Schranken der Privatwirtschaft — die vor unseren Augen mehr und mehr zurückgedrängt werden — überwunden, findet erst einmal jenes allgemeine Zusammen- und Hand-in-Handarbeiten statt, welches das Wesen des Sozialismus ausmacht, dann müssen nicht mehr ungeheure Mengen der erzielten Produkte und Reichtümer als Profit in die Taschen einer Handvoll Besitzer versenkt werden. Dann ist genug da, um jedem ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen, um jedem die Mittel zur Entfaltung seiner Persönlichkeit zu gewähren. Dann erst werden wir aus der öden Gleichmacherei herauskommen, in der sich jetzt Millionen unserer Brüder befinden, aus der Gleichmacherei — des Elends.

Neue Arbeiterdramen.

Man sollte meinen, daß den modernen naturalistischen Dramatikern die Gestaltung des Lebens in proletarischen Kreisen ein ebenso willkommenes Objekt sein müsse, als die Darstellung des Lebens sozial höher stehender Klassen. Dem ist nicht so. Und da sich Tragödien allgemein menschlichen Interesses in Arbeiterkreisen ebenso gut wie in den übrigen sozialen Schichten abspielen, müssen wichtige Gründe die Dichter abgehalten haben, Proletarierkreise auf die Bühne zu bringen.

Sie zu finden, ist nicht allzuschwer. Die meisten unserer modernen Dramatiker entstammen der Bourgeoisie, in deren Klassenideologie sie, dank ihrer Erziehung, ihrem ganzen Lebensmilieu, befangen bleiben. Sie können daher wohl dem Leben der Arbeiter als Unbeteiligte zuschauen und es wahrheitsgetreu in einer Bühnendichtung wiedergeben. Aber, was eigentlich den drama-

ischen Knoten in den Konflikten des Proletariats mit den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen — auf die es doch hauptsächlich ankommt — schürt, seine unbedingte Klassenloyalität, der alle anderen Interessen nachgestellt werden, dies bleibt den bürgerlichen Dramatikern unverständlich. Der Sinn der größten Tragödien im Arbeiterleben, der Sinn und die Ursache der sozialen Verhängnisse, die dem Proletariat Unheil bringen, geht ihnen deshalb nicht auf, sie erleben sie gleichsam nicht selbst trotz allem Einfühlen in das proletarische Dasein. Sie vermögen sich nicht in die Anschauungswelt des Proletariats zu versetzen — sie begreifen nicht, daß ihm die Erfüllung der Solidarität die höchste aller Pflichten ist, und sollte er selbst und seine Familie darunter leiden, ja, zugrunde gehen müssen. Deshalb bleibt es den bürgerlichen Dichtern versagt, ein vollwertiges Arbeiterdrama, das höchstes proletarisches Erleben durchweht, zu schreiben. Gewiß, es sind schon viele Schauspiele mit Stoffen aus dem proletarischen Leben von bürgerlichen geschrieben worden. Aber, man merkt an ihnen sofort, daß nicht eigenes Erleben die Dichter zum Schaffen zwang, sondern im günstigsten Falle das Mitleid mit der Not der sozial Enterbten — und das Mitleid gebärt niemals kraftvolle Taten, die begeistern und anregen können! Bumeist klingen denn auch Arbeiterdramen solcher Art in dem Verlangen nach Versöhnung der sozialen Stände untereinander aus.

Eine gewisse Bedeutung kommt natürlich auch der Tatsache zu, daß es rein unmöglich ist, Arbeiterdramen an kapitalistischen Bühnen zur Aufführung zu bringen. Doch vor allem ist es der bürgerlichen Dichter Unkenntnis der von der Klassenloyalität geprägten Psyche des modernen Proletariats, an der ihre wohlgemeinten Versuche scheitern mußten. Nur aus dem Proletariat hervorgegangene Dichter werden wahrscheinlich in der Dramatisierung proletarischen Lebens Erfolgreiches und für die Kunst Mitzeählendes schaffen können.

Ansätze zu einer solchen Entwicklung sind bereits vorhanden. Sogar mehr als das! Vor einiger Zeit erschien ein neues Drama unserer Parteigenossen Robert Respital und Franz Starosson mit dem Titel: „Verflucht sei der Acker...“ (Verlag Medlenburgische Volkszeitung, Rostock), das als bedeutende künstlerische Leistung angesprochen werden muß. Volksbühnen und andere Theater, die sich den Wünschen des Proletariats nicht verschließen können, dürfen bei einer Aufführung des Werkes eines großen Erfolges gewiß sein. Sein Thema ist die Not der Landarbeiter. Ihre Rechtlosmachung, brutale und willkürliche Behandlung durch den Gutsherrn und seine Kreaturen — einen groben Inspektor, der wie sein Herr auf das Recht und die Macht der Stockbewehrten Faust schwört, und einen Pastor, der in heuchlerischem Mitleidstone ihre Gewalttaten mit Berufung auf die göttliche Weltordnung stützt — hat in den geistig schwerfälligen und schicksals-ergebenden Tagelöhnern und Hofsängern ein dumpfes, gärendes Gefühl des Hasses erweckt, das nur eines Kleinen Anlasses bedarf, um zur tatzengenden Flamme emporzuschlagen. Mit ausgezeichnete Kunst haben es die Verfasser verstanden, das Erwachen der Landproletarier aus knechtischer Ergebenheit zur Empörung gegen die ihnen immer aufs neue zugesägte Willkür und bis zum endlich gewalttätigen Ausbruch der bedrückten Menschenseele zu schilbern. Sehr poeatisch ist die Zeichnung der Räte des Elternums der Landarbeiter, die den Anlaß zur Explosion der Leidenschaften geben. Die Tagelöhnerkinder bleiben den ganzen Tag sich selbst und allem Ungemach, das kindlicher Unverstand heraufbeschwören kann, überlassen, dieweil ihre Eltern auf dem Felde arbeiten müssen. Dem Ehepaar Drahn, in dem die Landarbeiterschaft symbolisch dargestellt ist, wurde ein Kind zum Krüppel geschlagen, als es auf Befehl Inspektors ein Ochsenpaar leiten mußte. Die Drahn's wollen nunmehr, um ihre beiden anderen Kinder vor ähnlichem Unheil zu schützen, in die Stadt ziehen. In ihrer Absicht bestärkt sie noch die Kunde, daß abermals ein Kind, als es für seine Geschwister ein Getränk wärmen wollte, verunglückte, indem seine Kleider Feuer fingen. Der Gutsherr ist über die Absicht der Drahn's wütend; er haßt sie sowieso schon wegen ihres Berliner Hofsängers Reimers. Reimers läßt sich seine und seiner Helfer Brutalitäten nicht gefallen und bringt auch noch die polnischen Schmitter, denen, entgegen der kontraktlichen Abmachung, der Lohn nicht voll ausbezahlt wurde, zur Auflehnung gegen die junkerliche Willkür. Der Gutsherr, sekundiert vom Pfarver, droht der Frau eine Gefängnisstrafe an, wenn sie nicht pünktlich zur Arbeit erscheine und spricht davon, ihre Kinder in Zwangsverziehung bringen zu lassen. In der wilden Drohung, daß er das Weib dem vor den Kopf schlagen würde, der seine Kinder anjasse, macht sich Drahn's Empörung Luft.

Im zweiten Akt ist Frau Drahn aus dem Gefängnis, in das man sie für zwei Tage gesteckt hatte, heimgekehrt. Der Pastor, welcher sie besucht, bekommt an ebendiesem ihr Erwachen aus dem rat- und tatlosen Quaxim ihres bisherigen Lebens zu spüren. In qualendem Zorn laßt sie ihm ins Gesicht, als er ihren Kummer mit billigen Phrasen verheiden will, und entlockt ihm auch das Geständnis, die Kinder sollten ohne Gnade in die Fürsorgeerziehung gebracht werden. Ihr Mann kommt herbei und vernimmt die entsetzliche Kunde. Nur mit Mühe kann ihn Reimers von zwecklosen Gewalttätigkeiten abhalten.

Der dritte Akt setzt uns die Familie Drahn bei ihren Vorbereitungen zum Wegzug. Frau Drahn geht umher wie geistes-abwesend: man hat ihr das Schlimmste angetan, heimlich die Kinder fortgenommen. In misführender Wut suchen die übrigen Tagelöhner sie und ihren Mann zu trösten. Ihre Klassenloyalität ist erwacht. „... Umsonst ist das hier nicht passiert! Unser Jahr, denn so kann der Mittelmeister und sein famoser Herr Inspektor vielleicht mit lauter Polladen wir...“ Der Gutsherr und Pastor er-

scheinen, im Gespräch über die besten Behandlungsmethoden der Leute begriffen. Zu ihnen stürzt der Inspektor mit der Meldung, daß die polnischen Schmitter sich zu arbeiten weigern, wenn ihnen nicht sofort der rückständige Lohnbetrag ausgezahlt werde. Und dann erschallt plötzlich der Schreckensruf: Feuer im Herrenhausel Frau Drahn hat es angelegt: sie will des Gutsherrn Kind in den Flammen vernichten, als Rache dafür, daß er sie in ihren heiligsten Mutterinstinkten verletzete. Die polnischen Schmitter machen sich zögernd an das Löschen des Feuers; für ihre Hilfe ward ihnen die sofortige Erfüllung ihrer Wünsche zugesichert. Inzwischen kommt der Gutsherr von der Brandstätte mit dem Bericht zurück, daß Reimers unter Aufopferung des eigenen Lebens sein Kind gerettet habe. Er will die Brandstifterin ergreifen. Ihr Mann aber wirft sich ihm entgegen und sucht die Sense von der Wand zu reißen. Doch ein Schuß aus dem Revolver des Gutsherrn streckt ihn tot zu Boden. Frau Drahn wirft sich, vom Irrsinn gepackt, über die Leiche und ruft: „Peter komm, wir holen uns Rimmer“. Den still neben seinen Opfern stehenden Mittelmeister bittet sie: „Nicht, Du gibst sie uns wieder?“

Die Verfasser haben ihr Drama außerordentlich bühnensicher gearbeitet. Ihre naturalistische Technik verliert sich niemals in den Fehler zu breiter Ausmalung von Nebensächlichkeiten. Klar und durchsichtig ist die Gliederung des Aufbaues der Handlung, knapp und scharf die Charakteristik der handelnden Personen. Zweifellos wird ihr Werk im Proletariat starken Widerhall finden.

Was die Bühnensicherheit und psychologische Einleitführung der Tragödie „Das Gesetz“ (Verlag W. Pfannkuch-Magdeburg) von Konrad Terbin anbelangt, kann sich dies Wert mit dem Drama der Genossen Respital und Starosson nicht messen. Aber dennoch wird es ohne Zweifel ebenso stark von der Bühne herab wirken, wird es ebenso begeisterte Leser finden. Terbin zeigt an dem Schicksal der Familie Stein, wie das schuldwürdige Sozialisten-gesetz zermalmend auf die Existenz der Klassenbewußten Proletarier niederkam, wie es ihr Leben zu einer Kette unauflösblicher Qualereien machte. Hubert Stein ist Vorsitzender des Zentralkomitees der Berliner Sozialistengruppe. In seiner Wohnung rollt sich die Handlung des ersten Aktes der Tragödie ab. Mit Hilfe einiger Genossen bereitet er eine eben eingetroffene Sendung der neuesten Nummer des „Rührer“, „Sozialdemokrat“ zur Verteilung vor. Unter seinen Helfern befinden sich zwei Polizeispitzel, Hinge und Mallow, die zu Puffchen aufzureizen suchen, aber wenig Gegenliebe für ihre Pläne finden. Hubert's Bruder Albert, ein Schutzmann, der aus Breslau nach Berlin versetzt wurde, stellt sich mit seiner Frau ein. Gleichfalls erscheint unerwartet Hubert's Mutter mit ihrem jüngsten Sohne Peter, einem unwissenden Bauernburschen, der in der Stadt ein Handwerk erlernen soll. Albert erzählt, daß er seine Verletzung seiner erfolgreichen Tätigkeit im Kampfe gegen die „Politischen“ zu verdanken hat. Er rühmt sich brutal seiner Erfolge und spottet der Not der Gehegten, bis Hubert nicht länger an sich halten kann und zum Entsetzen seiner Angehörigen schweratmend gesteht, daß er selbst zu der „Rotte“ gehöre! Sofort verläßt Albert seine Wohnung. Die Mutter und Peter, die nach des Schutzmannes Erzählung in den Verfolgten wunden welche Verbrecher sehen müssen, folgen ihm nach. — In kleineren Episoden zeigt Terbin im ersten Akt noch die wirtschaftliche Not, welche das Sozialistengesetz über die als Sozialisten verschrieenen Arbeiter und ihre Familien brachte.

Der zweite Akt versteht uns auf die Polizeimache. Hinge und Mallow liefern dem Polizeispitzel ihre Spitzelbente ab und schmieden neue Pläne zur Vernichtung der Verfolgten. Albert Stein meldet sich zum Dienst und verleugnet auf eine Frage des Inspektors, der ihm Hubert Stein zur besonderen Beobachtung überliefern will und dem die Uebereinstimmung des Namens und Geburtsortes anfällt, seinen Bruder Hubert. Dieser, der von Hinge bereits als Vorsitzender des Zentralkomitees verdächtig worden war, erscheint mit seiner Frau Hanna und seinem Sohne Robert, in dem er zu seiner Freude früher einen Genossen entdeckt hatte, ferner mit seiner Mutter und seinem jüngsten Bruder Peter zu einer Vernehmung. Bei ihm selbst und seinem Sohne verläuft diese durchaus ergebnislos. Hanna, die erst seit dem Austritt zwischen Hubert und Albert von der Gefinnung und Parteilichkeit ihres Mannes unterrichtet war, eine Anhängerin des kurzschäftigen „Nur-für-sich-selbst-Sorgens“, schreit dem Inspektor, der ihr sagt, er würde ihren Mann aus Lohn und Brot bringen, wenn sie nichts über seine Tätigkeit aussage, voll Empörung über diese Niedertracht ins Gesicht: „Ich halt zu meinem Mann und wenn wir beteln geben müssen!“ Die Vernehmung Peters und der Mutter verläuft ebenso ergebnislos für den Inspektor. Sie hat nur zur Folge, daß Peter in heller Empörung über die schändliche Quälerei der alten Frau anspricht, Hubert die Hand reicht und ruft: „Ich bin, was mein Bruder ist!“ — Inzwischen ist Franz Baumann, ein hünenstarker Mann, der im ersten Akte die Räte mit den Zeitungen in Hubert's Wohnung brachte und erzählte, daß er einen Schutzmann, der ihn anhalten wollte, zur Seite gestoßen habe, auf Denunziation Mallow's verhaftet worden und wird dem rasenden Inspektor vorgeführt. Er leugnet den Anzweiflung auf den Schutzmann ab. Mallow tritt aus dem Nebenzimmer zu ihm: „Franz, kennst mich?“ Mit der Wut der Entrüstung saßt ihn Baumann an der Kehle und wirft ihn mit einem Ruck zu Boden. Mallow bricht das Genick dabei. Ein Schutzmann zieht den Säbel gegen Baumann. Dieser schmeißt ihn über Mallow's Leiche. Dann stürzt er auf den Inspektor zu: „Nu, du, du Vampyr...“ Aber Albert Stein, dessen Verwandtschaft mit Hubert der Inspektor bei der Vernehmung der Mutter erfuhr und der nun wegen seiner Lüge seiner Aburteilung harret, schlägt ihn von hinten mit dem Säbel zu Boden. Tont, Baumann

Brant, Dienstmädchen bei dem Inspektor, dem sie von jeder neuen Zeitungsendung ein Exemplar in den Briefkasten steckt, kommt in diesem Augenblicke hinzu und wirft sich schluchzend über Baumann. Mit den Worten: „Nicht flennen, Mädchen, kämpfen...“ verscheit Franz in den Armen seiner unglücklichen Brant.

Der letzte Akt zeigt uns Hubert, wie er als Arbeitsentlassener in seine Wohnung kommt und mutig mit seiner Frau die Möglichkeit seiner Ausweisung aus Berlin bespricht. Seine Mutter will ihm ihr kleines Vermögen, den Notgroßen ihres Alters, geben — doch lehnt Hubert die Annahme ab. Ein Polizeikommando, darunter auch Albert, erscheint unter Führung des Inspektors zu einer Hausfuchung. Hubert erfährt von ihm seine sofortige Ausweisung und will schon das Zimmer verlassen, als Albert seinen Sohn Robert, den er beim Zeitungsausstragen erwischt, ins Zimmer schleppt. Dieser Schlag wirft Hubert fast nieder. Der Inspektor, der Roberts Ueberlieferung in die Fürsorgeziehung anordnet, will den Jungen davor bewahren, wenn Hubert die Namen aller Komiteemitglieder angibt. In rasendem Schmerz gepeinigter Mutterliebe verlangt Hanna, daß Hubert auf diese Weise den Sohn rette. Aber dieser stammelt die Worte: „Du sollst Vater und Mutter ehren dein Leben lang — Hanna, Vater und Mutter müssen es sich auch verdienen — Hanna, unser Jung soll uns ehren — ich will ihn gerade ins Aug sehen können, wenn er ein Mann geworden.“ — Robert wird abgeführt. Hanna wirft sich vor dem Inspektor in die Knie: „Erbarmen, mein Kind, mein Kind!“ Aber Hubert ruft in wildem Trotz: „Wirf Dich nicht weg, Hanna, steh auf!“ — Die Kunde von Roberts Ausweisung hat sich inzwischen mit Windeschnelle verbreitet und die Straße ist schwarz von Menschen, die ihm das Geleit geben wollen. Der Inspektor begibt sich mit seinen Leuten auf die Straße, um die Massen zu zerstreuen. Nur Albert, der schreckensbleich erfahren muß, daß er Huberts Sohn, seinen Kneifen, ins Unglück gerührt, bleibt stumm im Zimmer. Hubert springt ihn in jähem Zorne an: „Wehr Dich — die Plempe raus, du Hund!“ Albert aber rührt sich nicht und röhelt nur: „Drück zu. Bin nichts Besseres wert!“ Endlich erwacht auch in ihm, dem ehemaligen Maurer, das Klaffengefühl. Als ihn der Inspektor nachher auf die Strafen schicken will, wirft er ihm Helm, Rod und Plempe vor die Füße: „Als freier Maurer will ich hinfort mein freies Brot verdienen!“ Hubert aber geht unter wilden Hohn der Massen, auf die von den Schutzmannern eine Mäule geritten wird, in die Verbannung.

Die Schlussszene des Dramas ist von symbolischer Bedeutung. Die Zeitungen, welche der Inspektor bei seiner Hausfuchung aufgefunden, beschlagnahmt und einsteuert in den Hausflur stellen tief, wurden von einem Genossen während der letzten Tumultszene wieder in Huberts Wohnung gebracht. Er beginnt sofort wieder mit Kalzen und Kuvertieren, wobei ihm Peter, die Mutter, Hanna und Toni helfen. Mit den Abschiedsworten ihres verstorbenen Bräutigams tröstet Toni die verzweifelte Hanna: „Nicht flennen, Hanna, kämpfen!“

In Terbins Trauödie leidet die Klarheit der Handlung etwas unter ihrer Vielheit. Aber das starke dramatische Pathos, das sie durchglüht, die Hoffnungsstrebendigkeit und Siegeszuversicht ihrer leidenden Träger und vor allem der stürmische Rhythmus ihrer Entwicklung lassen ihre Schwächen kaum hörend zum Bewußtsein kommen. Wahrscheinlich wird Terbins Werk — seines Stoffes wegen — einen größeren Erfolg davontreiben als das der Genossen Resipital und Starosson. Wir wünschen, daß jeder Arbeiter die beiden Dramen lesen möge, zumal, da sie ja vorläufig nur als Bücher ihren Weg finden können. Denn darüber brauchen wir uns keinen Täuschungen hinzugeben: ihre Aufführung im Theater wird vorerst immer an dem Widerstande der Verwaltungsbehörden scheitern!

Die Lösung des Kalträtfels.

Ein naturwissenschaftliches Problem, das schon seit undenklichen Zeiten die Menschheit beschäftigt hat, ist das der Fortpflanzung des Kales. Bis zum heutigen Tage hat noch kein menschliches Auge einen Kal in geschlechtsreifem Zustande gesehen und ebensowenig ist es bis jetzt gelungen, irgendwo Kalcier aufzufinden. Zimmerhin ist das Kalproblem, das besonders in früheren Zeiten zu den phantastischsten Vermutungen Anlaß gegeben hat, in den letzten Jahren seiner endgültigen Lösung wesentlich näher gerückt worden. Das Hauptverdienst daran kommt dem gegenwärtigen Direktor des Carlsberg-Laboratoriums in Kopenhagen, Dr. Johs. Schmidt, zu. Einem sehr interessanten Artikel von Prof. Dr. Ehrenbaum in der Umschau entnehmen wir darüber folgende Tatsachen.

Daß die Vermehrung unseres Flußaales jedenfalls im Meere vor sich geht, war schon seit längerer Zeit vermutet worden. Alljährlich wandern im Frühjahr die sogenannten Steig- oder Glasaale aus dem Meere in einer Länge von etwa 7 Zentimeter in die europäischen Flüsse ein, wo sie sich dann im Verlaufe einiger Jahre zu den bekannten Flußaaalen auszuwachsen, die ihrerseits wieder noch im geschlechtsunreifen Zustande zur Herbstzeit ins Meer zurückwandern. Da man niemals kleinere als 7 Zentimeter große Kale im Meere selbst

entdeckt hatte, so nahm man bis vor kurzem an, daß das Fortpflanzungsgeschäft sich in den Tiefen des Ozeans vollzöge, und daß die kleinen Kale bis zur Erreichung der genannten Größe sich in diesen Tiefen aufhielten.

Da kam um die Mitte der neunziger Jahre die Nachricht, daß zwei italienische Forscher, B. Grassi und S. Calandrucio, die Entwicklung der Glasaale aus einer schon längst bekannten Form weidenblattähnlicher Meerfische, dem *Leptocephalus brevirostris*, im Aquarium beobachtet hätten. Die Wichtigkeit dieser Beobachtung begegnete damals jedoch vielfachert Zweifel und zwar vor allem aus dem Grunde, weil der genannte kleine Meerfisch bisher nur im Mittelmeer beobachtet worden war, nicht aber in den nordeuropäischen Meeren oder dem Atlantis. Um so größerer Aufsehen erregte es, als Dr. Schmidt im Jahre 1904 den *Leptocephalus* und nicht nur diesen, sondern auch alle Zwischenformen zwischen dieser Larvenform und dem fertigen Glasaale im Nordatlantischen Ozean auffand und damit die Resultate der italienischen Forscher bestätigte. Schmidt fand die Tiere nur in Wasser von über tausend Meter Tiefe und zwar nicht in der Tiefe, sondern nahe der Oberfläche schwimmend.

Zimmerhin war auch damit das Rätsel noch nicht vollständig gelöst, denn die aufgefundenen Larven waren niemals unter 6 Zentimeter groß, mußten also schon Monate alt sein und konnten sich bereits weit von ihren Geburtsplätzen entfernt haben. Schmidt verlegte seine weiteren Forschungen zunächst auf das Mittelmeer, wo es ihm jedoch trotz aller Bemühungen nicht gelang, kleinere Larven des *Leptocephalus brevirostris* zu fangen. Daraus ergab sich die Folgerung, daß die im Mittelmeer gefundenen Larven nicht dort, sondern gleichfalls im Atlantischen Ozean entstanden seien, und diese Vermutung ist denn auch durch die jüngsten Forschungsergebnisse des genannten Gelehrten zur Gewißheit erhoben worden.

Schmidt hat nämlich im Sommer 1913 durch einen jungen Gelehrten die Gegend zwischen den Azoren und Bermudas, also auf dem Atlantis mitten zwischen Europa und den Vereinigten Staaten untersuchen lassen und diese auf einem der dänischen Regierung gehörigen Segelschiff ausgesandte Expedition hat tatsächlich an den genannten Stellen Kallarven von 3,5 bis 6 Zentimeter Länge gefunden. Leider erlitt das Expeditionsschiff an den Klippen von St. Thomas Schiffbruch, wobei ein großer Teil der Sammlungen und Aufzeichnungen verloren ging. Glücklicherweise wurde aber doch der wichtigste Teil der Ausbeute, einige hundert Stück Larven des Flußaaales, gerettet und diese gestatten uns heute, wenn auch zum Teil noch auf Grund von Analogieschlüssen, die Lebensgeschichte des Kales zu konstruieren.

Demnach wandern die der Geschlechtsreife entgegengehenden Flußaaale im Herbst aus unseren Gewässern aus, um sich auf eine lange Reise nach der westlichen Hälfte des Atlantischen Ozeans zu begeben. Der in den Tiefen des Meeres vor sich gehenden Eiablage und Befruchtung folgt jedenfalls der baldige Tod der Esternfische. Die sehr großen Eier schwimmen in den oberen Wasserschichten; aus ihnen schlüpft die weidenblattähnliche Larve aus, die solange wächst, bis sie die Größe von etwa 7 Zentimeter erreicht hat. Sie hört dann auf zu fressen und wandelt sich, immer mehr nach Osten treibend, im Laufe eines Jahres in den Glasaal um, der im Frühjahr vor der Mündung der europäischen Flüsse eintrifft und nun diese aufwärts wandert, um sich zum Flußaal zu entwickeln. Damit ist der Kreislauf vollendet. Ist somit das Rätsel, wenigstens theoretisch, gelöst, so bleibt es der praktischen Forschung immer noch vorbehalten, wirkliche Eier und geschlechtsreife Tiere im Meere selbst aufzufinden.

Die Erlebnisse eines Gedankens.

Von Julius Berjosk.

Es war einmal —

So fängt ein jedes Märchen an.

Da aber diese Geschichte ebenjogut ein Märchen genannt werden könnte, darf ich doch wohl auch so anfangen.

Also es war einmal ein Mann, der hatte so viele quäsende Gedanken, die ihm so schwer zu schaffen machten, daß er sich entschloß, von Zeit zu Zeit einen dieser ewigfragenden Gedanken auf die Reise zu schicken. Er probierte es aus, fand Gefallen daran, denn die See

